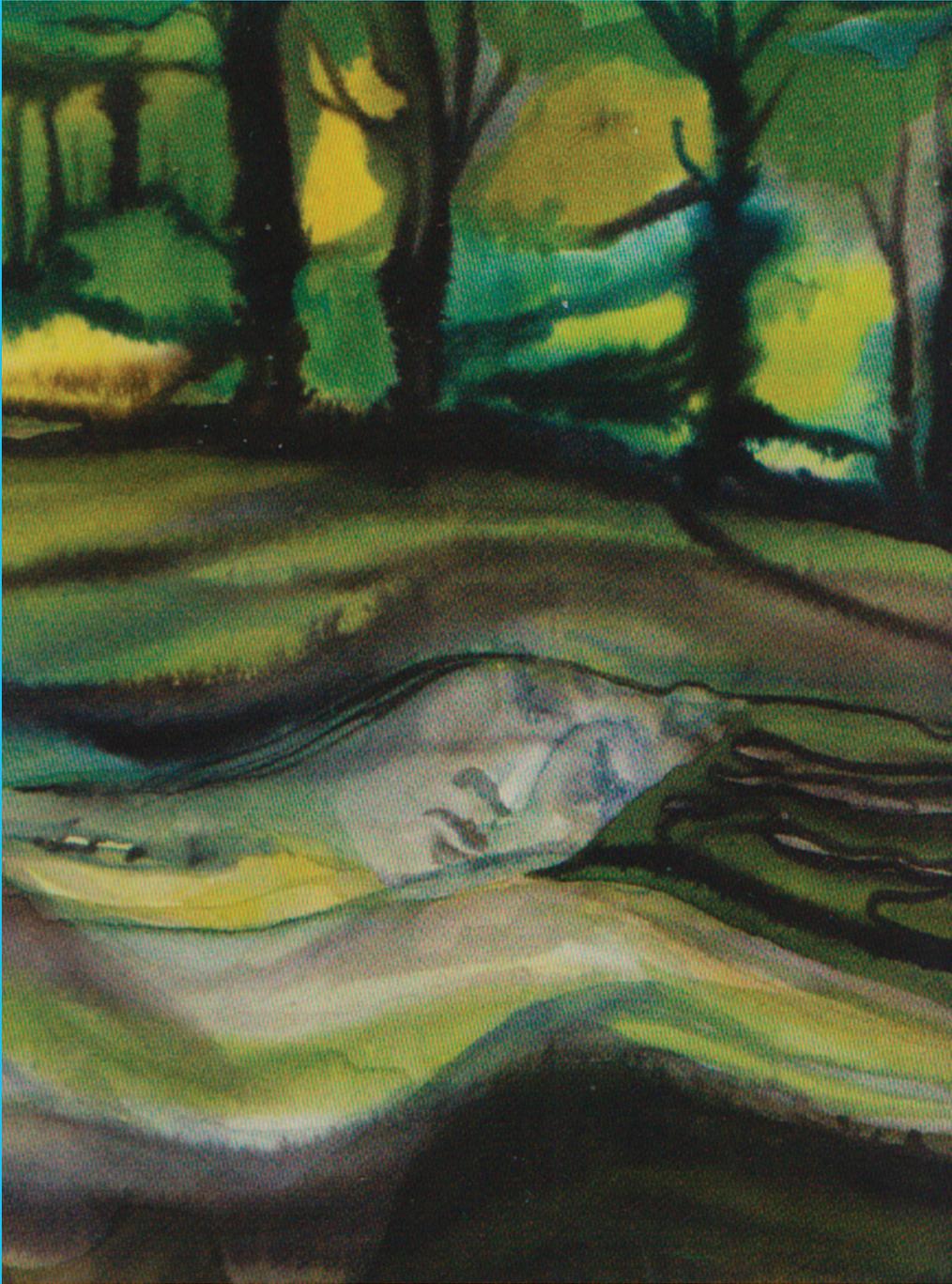


30. Jhg. FEBRUAR 2020 Nr. 2 (375)

MASURISCHE STORCHENPOST



Die Masurische Gesellschaft trauert um Ingrid Brase Schloe



Ingrid Brase Schloe - Nixe. Aquarell 1992

„Seid Täter des Wortes und nicht Hörer allein“ (Ingrid Brase Schloe)

Ingrid Brase Schloe und Ihr Leben

Ingrid Brase ist (18.02.2020) wenige Monate vor Vollendung ihres 95. Lebensjahres verstorben.

Ingrid Brase, 1925 in Mönkeberg bei Kiel geboren, kam 1953 mit ihrem Mann Hubert nach Tingleff, wo er mit der Leitung der ersten deutschen Realschule nach dem Zweiten Weltkrieg betraut wurde. Gemeinsam waren die Eheleute Pioniere des Schulaufbaus in schwierigen Zeiten.

Ingrid Brase hat an der Tingleffer Schule bis zu ihrer Pensionierung gewirkt und „viele Generationen von Schülern kompetent mit Verständnis, Toleranz, aber auch Konsequenz geführt, begleitet und geprägt auf ihrem Weg durch die Schule“, schrieb Hildegard Schmidt, eine ihrer ersten Schülerinnen. Nach ihrer Pensionierung kümmerte sich Ingrid bis 2005 mit vielen Aktivitäten um die Pensionäre im Lehrerverein. Der Vorstand ernannte sie zum Ehrenmitglied.

Die Kunst war jedoch zeitlebens ihr Begleiter. Sie hat unter dem Namen „Ingrid Brase Schloe“ gemalt, gezeichnet und geschrieben. Sie hat zahlreiche Bücher und Gedichtbände verfasst – und natürlich gemalt und gezeichnet auch über Masuren: „Lyrik in Wort und Farbe aus der „Masurische Storchenpost“ und „Storchenspuren in Masuren“. Ihre Werke sind weit über die Grenzen Nordschleswigs bekannt. Sie hat buchstäblich Ausstellungen in aller Welt bestückt – unter anderem in Libyen und Israel.

Auch leitete sie einige Fortbildungskurse im Bereich Kunst. Ingrid Brase hat vor einigen Jahren eine Stiftung gegründet, die junge Kunsttalente der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig fördert. „Seid Täter des Wortes und nicht Hörer allein“ war auch Ingrid Brasés Lebensmotto gewesen.

Sie war seit 1992 eine enge Freundin der Masurische Gesellschaft. Sie schreibt: „Zwischen Minderheiten herrscht ein natürliches Verständnis von Problemsituation. Zwischen den Masuren und der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig gibt es seit langem Bindung, sei es durch die Ziegelei- und Landarbeiter, die sich hier verdingten und ansiedelten, sei es durch die Flüchtlingsströme, die in Dänemark einen Hafen fänden. Heute fühlen sich Masuren und Nordschleswiger trotz räumlicher Entfernung nah und freundschaftlich verbunden. Und Storchenspuren gibt es hier wie dort.“

Sie besuchte Masuren oft nicht nur privat, sie nahm auch an unseren Sommertreffen im Polschendorf/Polska Wieś und in Peitschendorf/Piecki teil. In fast jeder Ausgabe der „Masurischen Storchpost“ haben wir ihre Gedichte gedruckt (letzte in der Ausgabe Nr. 1/2020). Jedes Jahr erhielten unsere Mitglieder Kalender und Karten von Ihr als Geschenk.

Sie war voller Liebe zu Menschen, sehr aufmerksam, herzlich und gewissenhaft. Wir verlieren in Ihr einen treuen, klugen Freund, der sich durch Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft auszeichnet hat.

Wir danken Ihr und werden sie immer
in liebevoller Erinnerung behalten.

Die Mitgliedern der Masurischen Gesellschaft

Künstlerisches Bekenntnis eines jungen Zeitgenossen.

Über Zbigniew Chojnowskis neues Buch

von Grzegorz Supady

„Künstlerisches Bekenntnis eines jungen Zeitgenossen“ heißt der Titel eines autobiografischen Romans von Alfred de Musset (1810-1857), einem französischen Schriftsteller der Romantikzeit. Ähnlich könnte man vielleicht das Ende 2019 erschienene Buch von Zbigniew Chojnowski betiteln, obwohl es den Titel „Aktorstwo. Z dziennika Wiktora Sulkowskiego“ (Schauspielkunst. Aus dem Tagebuch von Wiktor Sulkowski) trägt. Es sind Aufzeichnungen, die vom fiktiven Autor im Zeitraum 3. November 1977 – 30. Juni 1980 niedergeschrieben worden sind. Damals besuchte der Teenager Sulkowski das allgemeinbildende Lyzeum in einer Stadt, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit Allenstein/Olsztyn gleichzusetzen ist.

Sulkowskis Notizen beziehen sich auf seine persönlichen Auseinandersetzungen mit der Wirklichkeit des ausgehenden Zeitalters von Edward Gierek. Politik spielt hier aber eine eher geringere Rolle, in den Vordergrund rücken nämlich vor allem Probleme, die für das Heranwachsen manch eines sensiblen Jugendlichen so typisch sind. Denn um jeden Preis versuchte Wiktor Sulkowski, sich seine eigene Welt zu schaffen, in der Theater, Filmkunst, Literatur im Allgemeinen, vornehmlich aber das von ihm bevorzugte Genre namens Poesie am allerwichtigsten erschienen. Dadurch wollte sich der Gymnasiast von der grauen Wirklichkeit

rundherum distanzieren und tat alles, um eine andere Dimension im Geistesleben zu erfahren. Leidenschaftlich las er in jener Zeit zum Beispiel Gedichtbände und verschlang förmlich hunderte von Zeitungartikeln, anstatt emsig die Schulbank zu drücken. Mehr noch – oft schwänzte er deswegen sogar die Schule!

Abends zog er am liebsten vor, im Allensteiner Schauspielhaus dazusitzen, um verschiedene Bühnenstücke zu sehen und in die magische Atmosphäre einzutauchen. Dies erinnert gewissermaßen an den schwedischen Regisseur Ingmar Bergman, der in seiner Kindheit leidenschaftlich Puppentheater spielte. Auch Sulkowski suchte die Nähe einer *Laterna Magica* mit ihren bekannten Schauspielern. Er verpasste auch nie die Gelegenheit, sich ein neues Theaterstück im Fernsehen anzuschauen, obwohl es auf dem engen Wohnraum der Plattenbauwohnung nicht immer so ganz einfach war. Doch auf diese Art und Weise gelang es ihm mit der Zeit, sich das Repertoire der polnischen wie ausländischen Autoren anzueignen.

Weil Sulkowski ansonsten über die Tatsache genau unterrichtet war, wie wichtig es für jeden Schauspieler ist, gelenkig und durchtrainiert zu sein, plagte er sich mit allerlei Leibesübungen. Am erfolgreichsten wurde er dabei als Hammerwerfer. Vor vier Jahrzehnten galt diese Sportart allerdings als unernst, weswegen er oft nur müde belächelt wurde. Nach Jahren stellte sich jedoch heraus, dass viele polnische Athleten gerade im Hammerwerfen international Erfolg haben. Alles in allem: In seinen jungen Jahren war Sulkowski von einer einzigen Zwangsvorstellung besessen: Irgendwann als Berufsdarsteller auf der Bühne zu stehen. Um sein Ziel künftig zu verwirklichen, war er sogar bereit, vieles

von seinem Privatleben aufs Spiel zu setzen.

Diese Zielsetzung stieß nämlich auf vielerlei Hindernisse, weshalb sein kühnes Vorhaben stets an den Klippen des Unmöglichen zu zerschellen drohte. Denn Sulkowski war sich seiner Benachteiligung bewusst, obwohl er offensichtlich über eine ausgesprochen große theatralische Begabung verfügte. Zu seinen Handicaps zählte etwa sein masurischer Geburtsort. Zwar glich seine am sagenumwobenen Spirdingsee gelegene Heimatgend einem wahren Paradies, das er selbst stets künstlerisch zu idealisieren suchte, sie bot aber ein nur begrenztes Kulturangebot. Sulkowskis Dorf lag nämlich, wie man es auf gut Polnisch zu sagen pflegt, „weit von einer Chaussee“. Auch die alltäglichen Sorgen der 1960er und 1970er Jahre setzten ihm oft zu. Dessen ungeachtet tat er alles, um seinen Traumjob irgendwann in Erfüllung bringen zu können. Bewundernswert war zum Beispiel seine schauspielerische Mitarbeit an der von einem damals anerkannten Regisseur Sylwester Szyszko gedrehten siebenteiligen Fernsehserie „W słońcu i w deszczu“ (In der Sonne und im Regen). Die Dreharbeiten für den Film, dessen Handlung auf dem Lande angesiedelt war, fanden in der Nähe von Lötzen/Giżycko statt. Der junge Sulkowski trat darin in der Rolle eines Schulheißensohns auf. Regelmäßig war er daher gezwungen, zwischen Allenstein und Lötzen zu pendeln, wobei er ja zu Hause anderen Verpflichtungen als Schüler und Kind nachgehen musste. Nichts konnte ihn jedenfalls von seiner damaligen Filmbegeisterung abhalten, denn ihm schwebte ja stets jener Gedanke vor, mal im schauspielerischen Beruf tätig zu werden. Das kleine Geheimnis, wie es um die Verwirklichung dieses gewagten Unterfangens bestellt ist, werde ich hier allerdings nicht lüften.

Da muss ein potentieller Leser selbst zu dem vom Verein der Polnischen Schriftsteller (SPP) herausgebrachten Band greifen. Ich kann nur dies offen legen, dass der Protagonist seine masurische Heimat eigentlich nie verlassen hatte, dafür ihr nahezu all seine Kräfte widmete.

Wenn ich meine eigenen Jugendjahre mit denen von Wiktor Sulkowski vergleichen dürfte, dann würde ich zu dem Schluss kommen, dass mich einige Gemeinsamkeiten mit ihm verbinden. Denn so wie ich, schaltete auch er mitunter vom Alltagsstress ab, indem er verschiedene knifflige Rätsel löste. Wie gesagt, in jener Zeit legte Wiktor seine Hoffnungen vor allem in das Theaterleben. Mir lag dagegen die Opernwelt ziemlich nahe, obwohl ich der herkömmlichen Schauspielkunst nicht ganz abgeneigt war. 1975 schlüpfte ich sogar für ein paar Male in die Rolle eines Geistlichen. Damals feierte meine Oberschule nämlich ihr dreihundertstes Jubiläum, das man unter anderem mit einem speziellen Theaterstück zu krönen gedachte. Beim Anziehen einer aus dem benachbarten Pfarrhaus ausgeliehenen Soutane, die bei meiner Darstellung unentbehrlich war, zerbrach ich versehentlich bei mir zu Hause einen Kronleuchter, was für einen weiteren Beweis dafür gehalten werden kann, dass echte Kunstverpflichtung ohne bedingungslose Hingabe beinahe unmöglich ist.

Ritt durch Masuren

Von Marion Gräfin Dönhoff

Aufgeschrieben 1941 für meinen Bruder Dietrich
Teil 2.

Das Forstamt liegt sehr einsam, am Saum einer langen, ringsum von Wald eingefassten Wiese. Der Vollmond steht darüber, und seine Strahlen bauen über dem aufsteigenden Nebel eine leuchtende Brücke, auf der unsere Gedanken gen Osten wandern. Merkwürdig, zu denken, daß das gleiche Licht, welches die Stille und Einsamkeit dieser Wälder verklärt, über den blutigen Schlachtfeldern Rußlands steht.

Tante Hedwig hatte inzwischen Kartoffeln gebraten und empfing uns mit einem angenehm wärmenden Tee, als wir von unserm abendlichen Gang heimkehrten. Und da sie offenbar Gefallen an uns fand, fing sie an, aus ihrer Jugend zu erzählen. Von ihrer Heimat Sylt, von dem Großvater, der in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts dort lebte, und den anderen Verwandten, die alle zur See fuhren, vom Nachbarn Numme, der vom Oberpräsidenten und dem Vertreter des Königlichen Ministeriums aus Berlin geringschätzig meinte: sin allens man diensten (Dienstleute). »Ja, auf Sylt, die waren meist Kapitäne«, sagte Tante Hedwig stolz, »sie kannten die Welt und alle Meere. Und Kultur hatten sie und waren vornehme, gebildete Menschen, bis die Badegäste kamen, da war alles vorbei, und jetzt ist Sylt eine Art Neu-Amerika.«

29. September 1941

Als wir aufbrechen, ist wieder alles weiß bereift, und wieder geht die Sonne am wolkenlosen Himmel strahlend auf. Erst gegen 10 Uhr wird es wärmer. Vor uns liegen die riesigen Forsten von Friedrichsfelde, Puppen und Johannsburg, die wir von West nach Ost durchqueren, bald auf den grünbegrasteten Gestellen, bald auf kleinen verschwiegenen Sandwegen reitend. Es sind etwa 40 Kilometer, die wir auf diese Weise bis Rudzanny zurückzulegen haben.

Bald hinter dem Forstamt überqueren wir die Capacisca, eine viele Kilometer lange moorige Wiese, die sich bis nach Polen hineinzieht. Am Rande stehen ein paar junge Birken, von der Morgensonne beschienen, etwas weiter am Wege liegt ein kleines Förstergehöft, und dann sehen wir durch viele Stunden kein Haus, keine Menschen, nur Wald und immer wieder Wald. Wenn irgendwo ein Hügel aufsteigt, dann reiten wir hinauf und sehen über die unendlichen grünen Flächen, in die das Gold der Birken und das Rot der Eichen hin-eingewoben ist. Dann und wann zieht ein Raubvogel seine Kreise am blauen Gewölbe, ein paar Tauben streichen flügelschlagend ab.

Gegen Mittag kommen wir bei Kurwien an den Niedersee und wenden uns nunmehr nordwärts, dem eigentlichen Seengebiet zu. Zunächst über Kreuzofen und Rudzanny. Die Orte hier machen den Eindruck typischer Fischerdörfer und haben viel Ähnlichkeit mit der Nehrung. Schön ist der See, aber vor Rudzanny wird es scheußlich belebt, ein harter breiter Kiesweg, Telefonleitungen, schließlich sogar eine Asphaltstraße. Trotz unserem antizivilisa-

torischen Hochmut ist der Gedanke an ein warmes Mahl stärker als alle Vorurteile, und wir kehren im Kurhaus Niedersee ein, lassen die Pferde auf dem Rasen weiden, und essen, in der Sonne sitzend, ein köstliches Schnitzel, vor uns den langgestreckten blauen Niedersee.

Der weitere Verlauf des Tages stimmt uns etwas bedenklich. Wir haben nämlich beschlossen, den Beldahn-See – da dies der reizvollere Weg zu sein scheint – auf der Ostseite hinaufzureiten, und dies wiederum bedeutet, daß wir am Ende des Sees eine Fähre benutzen müssen, um nach Nikolaiken zu gelangen. Ob dieses Beförderungsmittel unseren recht schwierigen Pferden zugesagt wird, ist mehr als zweifelhaft. Der See ist etwa 15 Kilometer lang – gelingt es nicht, die Pferde auf die Fähre zu bekommen, so bedeutet dies einen Umweg von 30 Kilometern, denn unterwegs gibt es keine Bleibe. Aber sei's drum, ein solcher Tag kehrt nie wieder, und der See ist so schön, daß wir uns nicht von ihm trennen mögen.

So wie man manchmal aus dem Zustand träumenden Halbschlafs mit dem Gefühl erwacht, soeben noch gewußt und erfahren zu haben, was der Inhalt des Lebens oder das Wesen der Dinge sei – so schien mir, daß dieser See das Geheimnis aller Seen offenbaren könne. Wie aus einer fernen Sage leuchtet er aus dem feierlichen Dunkel der ihn begrenzenden Fichten hervor – unendlich erhaben über das Kleinmaß menschlichen Lebens und den Ablauf der Geschichte, erhaben auch über die vergängliche Gestalt der Landschaft, die sich in seinem Antlitz spiegelt. Keiner noch hat ihn zum Untertan machen können, niemandem hat er je Frucht ge-

tragen. Er ist sich selbst genug als Zweck und Inhalt und beharrt als letztes, unwandelbares Bild der Urschöpfung in einer Welt, die menschlicher Nützlichkeitsinn immer mehr verunstaltet. Ich verstehe sehr gut, daß es in der chinesischen und auch in der griechischen Philosophie eine Lehre gibt, wonach das Wasser die Ursubstanz aller Stoffe ist. Darum vermochte auch nur der Schöpfer ihm Gestalt zu geben, als er den Wassern befahl, sich zu scheiden. Der Mensch bleibt ihm gegenüber immer nur: Auch-Geschöpf.

Wir reiten langsam im halbverköhlten Sonnenschein des Nachmittags gen Norden, vielfach ohne Weg, entweder unmittelbar am Wasser oder durch den hohen Bestand, der bis an das oft steil abfallende Ufer heranreicht. Die Sonne färbt die Kiefernstämme glühend rot und läßt das Buchenlaub in allen Schattierungen von leuchtendem Gold bis zum tiefen Kupferton erstrahlen. Unten liegt der blaue See, eingefafßt von einem schmalen Saum lichtgelben Schilfes. Herr Gott, wie schön diese Welt ist – sein könnte ...

Schließlich kommen wir an das Ende dieser langen Landzunge und stehen vor der sogar uns Angst und Schrecken einflößenden Fähre. Sie ist so klein, daß gerade ein Fuhrwerk darauf paßt, von niedrigen Stangen eingefafßt, gleicht das Ganze einer schwimmenden Kinderboxe. Fürchterlich die Vorstellung, daß, wenn wir erst glücklich auf dem polternden Bretterboden gelandet sein werden, der Motor mit stoßweisem Geknatter angelassen wird. Der Bursche, der dieses Teufelswerk bedient, hat keinerlei Sinn für unsere Sorgen, er grinst nur. Wir beschwören ihn, seinen Motor ja recht leise in Gang zu setzen, er grinst wieder und ist völlig ungerührt. Später stellt sich heraus, daß er kein Deutsch versteht.

Unter großem Geschnaube, Ziehen, Klopfen und Schlagen sind beide Pferde endlich mit einem großen Satz, der sie am anderen Ende beinahe in den See befördert hätte, auf der Fähre gelandet. Vorsichtshalber schnallen wir die Satteltaschen ab, damit wenigstens etwas trocken bleibt. Der junge Mann hat inzwischen den Anker gelichtet und stößt uns mit Hilfe einer langen Stange von dem sicheren, uns so lieb gewordenen Ufer ab. Meiner Stute quellen vor Angst fast die Augen aus dem Kopf, und wie gebannt starrt sie auf die sich entfernenden Bäume. Glücklicherweise übersteigt dieser Vorgang ihr Realisierungsvermögen. Der Fuchs springt derweil wie ein Floh bald nach rechts, bald nach links, ohne Sißis beruhigenden Zuspruch zu beherzigen. – Und dann setzt plötzlich mit einer lauten Fehlzündung der Zweitakter ein. Wie eine Höllenmaschine puffend und zischend, versetzt er das ganze Gefährt in eine schaukelnde Bewegung.

All diese Eindrücke auf einmal, das ist zuviel für unsere zartbesaiteten Rösser, sie strecken die Waffen und sind endgültig geschlagen. Zitternd und gottergeben wie die neugeborenen Lämmer stehen sie da mit steifen, vorgeschobenen Vorderbeinen und wagen es nicht mehr, sich zu rühren. Erleichtert erklimmen wir das neugewonnene Ufer, nachdem uns der Jüngling in summa 85 Pfennig für diese Angstpartie abverlangt hat, eine Forderung, die in keinem Verhältnis zu dem seelischen Aufwand steht.

Über diesem zeitraubenden Manöver ist die Sonne untergegangen, und als wir schließlich in Nikolaiken über die Brücke reiten, liegen der See und die kleine Stadt im letzten Dämmerlicht vor uns. – Es wird schwierig sein, jetzt noch einen Stall zu finden. Auf dem Marktplatz steigen wir ab, und Sißi geht Quartier su-

chen. Ich stehe lange Zeit wartend unter den Bäumen, die Platz und Trottoir trennen. Auf der anderen Seite sieht man in ein paar schwach erleuchtete Läden. Einige Männer stehen an einer Theke und unterhalten sich. Irgendwoher steigt in mir die Erinnerung an Avignon und einen abendlichen Platz mit Ratten im Rinnstein auf. Weiß der Himmel, woher diese Assoziation kommt, aber sie ist ganz unterhaltend, und darum hänge ich ihr noch ein Weilchen mit halb ausgeschalteten Sinnen nach.

Zur Unterstützung meiner Vision ertönt mit einem Mal ein französisches Lied nach der Melodie »Auf in den Kampf, Torero«, und ehe ich noch meinen Ohren zu trauen vermag, sehe ich den Sänger auch schon über den Markt gesprungen kommen, zwei Stück Vieh vor sich hertreibend. Vielleicht stammt dieser brave Mann, der hier seine Gefangenschaft absolviert, aus dem Midi und träumte grad von einem Restaurant in Avignon, von weißem Brot und rotem Wein und von Stierkämpfen in Orange und hat mich damit angesteckt. Ich kann ihn über sein Schicksal nicht mehr befragen, denn eben kommt Sißi mit der fatalen Botschaft, es gäbe keinen Stall, vielmehr wolle mangels Stroh, Futter und anderem Zubehör niemand uns aufnehmen.

Schließlich beziehen wir einen stockdunklen Stall, ohne Stroh und ohne Einrichtung, den Sißi zunächst als unzumutbar abgelehnt hatte. Wir selber klingeln an einem Gasthof, an dem ein großes Schild hängt: »Krankheitshalber geschlossen«, eine mißmutige Wirtin öffnet, ist aber bereit, uns aufzunehmen, und da sie frei von äußerlich ansteckenden Seuchen scheint, laden wir unsere Sättel ab und machen uns wieder auf den Weg, um irgendwo Futter aufzutreiben. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen

führt uns unsere leise verglimmende Taschenlampe an die Peripherie des Ortes und in die Küche eines Bauern, der im Kreise seiner Kinderschar gerade seine abendliche Milchsuppe löffelt. Er hört ohne viel Fragen zu und verspricht, nach dem Abendbrot Hafer und Heu herüberzubringen.

Tatsächlich erscheint der gute Mann, nachdem wir die inzwischen schon wieder kalt gewordenen Bratkartoffeln unserer Wirtin verpeist haben, mit einer großen Stallaterne und zwei Jungen, die Heu und den so lang ersehnten Hafer schleppen. Wir wandern gemeinsam über den holprigen Marktplatz zum Stall. Er ist ganz begeistert von den beiden Pferden und kann sich, wie alle Leute dieser Gegend, gar nicht genug wundern über die Größe unserer Tiere. jedenfalls können sie nicht ohne Stroh bleiben, stellt er fest und schickt die Jungen von neuem aus, während er mit uns herunter zum See geht, um Wasser zu holen.

Das Städtchen ist völlig ausgestorben, man hört keinen Laut. Nirgends ist Licht, niemand auf den Straßen. Ja, die Männer sind alle weg, sagt unser Freund, nur ein paar von uns Bauern hat man zur Herbstbestellung beurlaubt. Wir sprachen noch ein wenig über die Zeitläufte, tauschten die diesjährigen Ernteneuigkeiten aus und verabschiedeten uns dann. Unsere fürstliche Belohnung oder die Schönheit unserer Rösser veranlaßte ihn, anderntags vor Tau und Tag abzufuttern und zu putzen. Jedenfalls war bereits alle Arbeit getan, als Sißi um 6 Uhr mit ihrem Trainingsanzug, unserem üblichen Nachtgewand, bekleidet, einen Lauf zum Stall unternahm. Die Pferde waren vergnügt und offenbar recht befriedigt von ihrer Haferration. Sie hatten sie auch verdient, denn am Tag zuvor waren wir 10 Stunden unterwegs gewesen.

Von Ostpreußen nach Rotenburg

Mit dem 92jährigen Horst Gruber, der aus Possesern (ab 1938 Großgarten, polnisch Pozezdrze), Kreis Angerburg (powiat węgorzewski) in der Woiwodschaft Ermland-Masuren kommt und seiner erstgeborenen Tochter Sigrid Gruber sprach Manuela Leibig. (WOCHENBLATT, Nr. 8, 21-27 II 2020)

Herr Gruber, wie war Ihr Leben in Ostpreußen?

Horst Gruber (H.G.): Ich bin am 27. Mai 1928 geboren, wir lebten in Großgarten im Kreis Angerburg in Ostpreußen. Mein Vater war Schneidermeister, er hatte eine Schneiderei gehabt, und wir hatten 12 Morgen Land. Das hat mein Vater auch noch bewirtschaftet, meine Mutter und wir Kinder haben ihm geholfen. Früher hat man mehr beim Schneider machen lassen, da konnte man sich davon ernähren. In unserer Nähe gab es den Mauer-See, da bin ich im Sommer geschwommen im Winter gerne Schlittschuh gelaufen.

Mit dem Einmarsch der Roten Armee endete aber die „heile Welt“ und Sie haben Ihre Heimat verlassen müssen.

Wie ist es dazu gekommen?

H.G. Ich war 17 Jahre alt und arbeitete bei der Eisenbahn. Es war Januar 1945 gewesen und unser Bahnvorsteher sagte zu meinen zwei Kollegen und mir: „So, jetzt kommt mal her. Heute Abend müssen wir weg“. Die Russen waren ja schon so ziemlich nahe. Mein Vater war schon früher verstorben, meine Brüder im Krieg und meine Mutter wollte nicht mit. Also bin ich alleine weg. Und da sind wir mit dem Zug - der Pionierzug war das damals - nach Angerburg gefahren, von da nach Königsberg und dann ging es hin und her. Wir dachten ja, wir kommen wieder zurück, aber da wurde nichts mehr draus.

Wie ging die Flucht für Sie weiter?

H.G. Ich bin mit Soldaten mitgefahren, die nahmen uns mit. Sie fragten, wo wir hin wollen, ich antwortete, es sei egal. Auf einmal war ich ganz alleine. Ein Stück bin ich auch mit einem U-Boot gefahren. Einen Teil bin ich über das zugefrorene Frische Haff zu Fuß gegangen. Das waren gut 17 Kilometer. Da sind die Leute mit den Pferdewagen ins Wasser eingebrochen ... Ach, das war ja ein Chaos... H.G. Ich bin mit Soldaten mitgefahren, die nahmen uns mit. Sie fragten, wo wir hin wollen, ich antwortete, es sei egal. Auf einmal war ich ganz alleine. Ein Stück bin ich auch mit einem U-Boot gefahren. Einen Teil bin ich über das zugefrorene Frische Haff zu Fuß gegangen. Das waren gut 17 Kilometer. Da sind die Leute mit den Pferdewagen ins Wasser eingebrochen ... Ach, das war ja ein Chaos...

Wo haben Sie in Deutschland Halt gemacht?

H.G. Auf dem Gut Tüschbeck in Schleswig-Holstein. Da war ich mit einem Kollegen, er sagte mir: „Du kommst mit, da werden wir uns schon irgendwie durchschlagen“. Wo sollte ich denn hin? Meine Mutter blieb in Ostpreußen, ich wusste nicht, wohin. Der Kollege war ein Jahr älter als ich, also haben wir es versucht. Wir wurden auf dem großen Gut aufgenommen. Er war Melker vom Beruf. Auf dem Gut gab es 75 Kühe, also viel Arbeit für uns. Wir sind um 3 Uhr früh aufgestanden und haben die Kühe gefüttert und gemolken. Da haben wir uns gut ernährt. Irgendwann bin ich da aber abgehauen.

Unterwegs habe ich den Rudi kennengelernt, der hat seine Eltern durch seinen Schwager gefunden. Und die haben mich mit nach Reitze genommen. Da habe ich Ingrid kennengelernt. Sie war auch sehr jung und ist aus Berlin geflüchtet. Wir haben uns 1948 kennen-

gelernt und da das eine zum anderen führt, haben wir gleich 1950 geheiratet. Wir mussten uns irgendwie durchschlagen. Hier habe ich bei einem Bauern gearbeitet, der hat uns ein Zimmer gegeben, wir hatten sogar einen eigenen Ofen im Zimmer. Wir hatten es nicht schlecht da. Ingrid hatte ihre Arbeit und ich hatte meine Arbeit zu machen.

Sigrig Gruben (S.G.): Papa wollte ja lieber zur Bahn, aber das ging nicht. Mutter kam aus der Großstadt. Doch um durchzukommen, musste sie schwer arbeiten und alles lernen, was auf dem Bauernhof gemacht werden muss. Das war hart für sie, das hat sie mir erzählt.

Wie sah denn die Hochzeit aus?

H.G. Mit der Kutsche hat uns der Bauer zur Kirche nach Lüchow gefahren, da ist Sigrid auch getauft worden. Nach der kirchlichen Zeremonie haben wir dann bei unserem Bauern in Reitze gegessen. Und da war auch schon die Hochzeit vorbei gewesen. NTE-Das Schlimme war ja, meine Eltern hatten gar kein Geld, ich hatte viel mit Mutti gesprochen, sie haben standesamtlich und auch in der Kirche geheiratet. i Nicht mal die Kirchenglocken haben gelautet, das hat meine Mama nie vergessen, das war nicht schön. Ein weißes Hochzeitskleid gab es auch nicht. Mutti hat so ein dunkles langes Kleid gehabt. Ich weiß noch ganz genau, in welchem Haus ich da geboren bin. So ein wunderschönes Fachwerkhaus, da hatten meine: Eltern ein Zimmer, sie hatten auch ein kleines Bett. Und sie hatten natürlich kein Bettchen für mich. Meine Mama hat ,o. einen kleinen alten Koffer genommen. i,, Daraus hat sie mir ein Bettchen gemacht, den Koffer hatte Vater mitgebracht. Ja, so arm waren meine Eltern und sie haben immer geschuftet, waren sehr fleißig.

Wie ging es nach der Hochzeit weiter?

H.G. Wir haben in dem Ort in einem kleinem Häuschen bei der Erika gewohnt, mit ihrer Tochter haben wir noch Kontakt. Da hatten wir ein Schlafzimmer und eine Küche. Gearbeitet habe ich damals im Eisenwerk, das war auch eine schwere Arbeit. Dann habe ich mich bei der Bahn in Hamburg beworben und auch eine Zusage bekommen. So haben wir in einem Bahnhäuschen direkt an der Bahn in Jelmsdorf gewohnt.

S.G. Von da aus wurde Papa nach Rotenburg an der Wümme versetzt. Hier haben wir in der Bremerstraße, auch in einem Haus von der Bahn, gewohnt. Papa war fleißig, hat Schulungen besucht. Im technischen Dienst tätig, hat er die Baustellen auf dem Hamburger Hauptbahnhof geleitet und ist irgendwann Beamter geworden.

Wann kam denn der Entschluss, dass Sie ein eigenes Haus hier in Rotenburg bauten?

H.G. In den 60er Jahren. Als wir hier, eingezogen sind, war Sigrid 13 Jahre alt. Die ganze Siedlung ist eine Ostpreußensiedlung. Das waren Wiesen, die gehörten einem Ostpreußen, er hat das Land als Baugrundstücke verkauft. Das heißt, hier haben alles Ostpreußen gebaut. Das Haus habe ich selbst gebaut, sonst hätten wir das nicht geschafft. Das Haus habe ich aber etwas größer gemacht, 1,70 Meter länger. Früher hieß das Nebenerwerbssiedlung. Die Leute hatten alle nicht so viel Geld gehabt, also haben sie in den kleinen Gebäuden neben dem Haus Hühner, Kaninchen oder auch Schweine gehalten. Wir hatten das auch, Ferkel haben wir gekauft und sie gefüttert und dann eines geschlachtet, die anderen beiden verkauft. Die wurden gerne gekauft, weil die bei uns natürlich gefüttert wurden. Und im Garten hatten wir viel Gemüse angebaut.

Sie haben später ihre Heimat besucht, wie war es für Sie?

H.G. Das Haus stand ja so, wie wir es verlassen hatten. Man hatte das gesehen, aber wir hatten das ja nicht mehr. Wir sind rein bei den Leuten, die waren sehr nett, die waren doch auch Flüchtlinge. Wir waren oft da, früher mit dem Zug und später mit dem Auto. Meine Mutter hat noch 9 Jahre in dem Haus gelebt, dann kam sie zu uns.

S.G. Die Oma sollte polnisch werden, sie hat die polnische Sprache gut gesprochen. Aber das wollte sie nicht. Sie kam dann zu uns nach Reitze und ist mit uns umgezogen. Schade eigentlich, denn wenn sie die polnische Staatsbürgerschaft angenommen hätte, hätten wir das Haus behalten können.

Konnten Sie denn etwas mitnehmen, eine Erinnerung an Ihr Heim?

H.G. Kartoffeln!

S.G. Mutti hat ihn dann auf seinem ehemaligem Land fotografiert und da hat Vater Kartoffeln vom Land mitgenommen und hier eingepflanzt. Rotenburg ist ja die Patenstadt vom Kreis Angerburg. Mein Vater ist ein Landmensch, er wollte immer nach Ostpreußen in den Urlaub und meine Mutter war ein Stadtmensch, sie wollte immer nach Berlin. Rotenburg hat jedes Jahr ein großes Fest veranstaltet, da haben sich die Ostpreußen aus dem einstigen Kreis Angerburg getroffen, da wurde getanzt, Kaffee getrunken und Erinnerungen wurden ausgetauscht. Jetzt ist kaum noch jemand da, die meisten Menschen leben nicht mehr, die letzten zwei Jahre sind wir da nicht mehr hingegangen.

H.G. Nun abonniere ich das Ostpreußenblatt, vor einigen Jahren waren wir im Ostpreußischem Landesmuseum in Lüneburg, das war toll. Da gibt es so viele Informationen zu der Geschichte von Ostpreußen und auch Artefakten, die Wagen aus den Trecks mit den kleinen Öfen, um unterwegs nicht zu erfrieren.

„Der Zauberer Gottes“

Vor 275 Jahren wurde Pfarrer Michael Pogorzelski geboren

Von Kreisvertreter Gerd Bandilla

Michael Pogorzelski wurde am 4. September 1737 in Ramecksfelde (Lepacken), Kirchspiel Grabnick, Kreis Lyck, geboren. Seine Eltern waren der Landwirt Albert Pogorzelski und Maria geb. Dolenga. Michael besuchte die Volksschule im benachbarten Dorf Mulden.

Ob er die Lycker Fürstenschule (Gymnasium) besuchte, ist urkundlich nicht nachgewiesen und deshalb umstritten. Am 18. April 1754 (er war schon 16 ½ Jahre alt) wurde Michael Schüler des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg. Er besuchte diese Schule acht Jahre und vier Monate. Am 25. August 1762 wurde Michael P. Student der Theologie an der Albertina, wo er bis zum Ende des Jahres 1768, also 12 Semester lang, studierte. In Königsberg lebte er in Studentenheimen und litt, wie er selbst schreibt, „viel Not“. Im Januar 1769 wurde Pogorzelski Lehrer und Organist in Ragnit. 1772 wurde er Schulrektor in Kuten, Kreis Angerburg. Es war damals üblich, dass Theologie-Absolventen nicht gleich eine kirchliche Anstellung bekamen. Im Jahre 1780 wurde Michael Pogorzelski Pfarrer. Er wurde am 5. September 1780 von dem Lycker Erzpriester (Superintendent) Thimotheus Gisevius in Dreimühlen (Kallinowen) als Pfarrer eingeführt. Dort blieb er Pfarrer bis zu seinem Tode am 29. April 1798. Kurz nach seiner Einführung in Dreimühlen heiratete Pogorzelski die 22 Jahre jüngere Pfarrerstochter Rahel Gutowski, mit der er 5 Kinder hatte.

An den Folgen der letzten Entbindung verstarb seine Frau am 15. Januar 1792 im Alter von nur 33 ½ Jahren. Pogorzelski sprach neben polnisch sehr gut deutsch und auch litauisch. Aus erhaltenen Dokumenten wissen wir, dass er sich in deutscher Sprache in einer sauberen und gepflegten Schrift in einem gewandten Stil ausdrücken konnte¹. Kein Wunder nach mehr als 14-jährigem Aufenthalt und Abitur in Königsberg. In Dreimühlen hat er viel erreicht und war dort sehr beliebt. Er verhinderte, dass der Kirche das Hospital von der Gumbinner Steuerbehörde genommen wurde, sorgte für die Renovierung der Kirche, erreichte einen Neubau des Pfarrgebäudes, des Rektorats und auch den Hospitals¹. Pogorzelski war poetisch veranlagt. Einige seiner Gedichte sind überliefert, z.B.

*„Kein Kraut vor'm Tod gewachsen ist,
bedenke dies, du frommer Christ
und schicke dich zum Sterben an,
so hast du wohl und recht getan.“*

In Dreimühlen predigte er polnisch. Aber keine einzige Predigt von ihm ist erhalten.

Die sogenannte „Ortelsburger Leichenpredigt“ stammt nicht von ihm. Höchstwahrscheinlich ist sie von heiteren Königsberger Studenten dem Pfarrer Pogorzelski angedichtet worden.

„Die Ortelsburger Leichenpredigt“ *)

Pfarrer Michael Pogorzelski, Pfarrer in Dreimühlen 1780 – 1798

*O weh dir Ortelsburg`ich Gemein! Hast verloren Pfarrer dein.
Geschlossen ist das Auge, tott, Maul zu, was hat geredt von Gott.
So blüht im Garten Rosenstock, springt zu, frißt ab der Ziegenbock.
So fraß auch mitten im Lebenslauf, der Tod den Pfarrer auf.
Nun liegt er da auf Gottes Acker. Pfui Tod! Du Racker!
Da laufen die Thränen von den Dachrinnen unserer Augen,*

wie Buttermilch aus zerplatztes Butterfaß. Quid est vita humana? Was ist menschlich Leben? Menschlich Leben ist wie ein Teerpaudel am Wagen; Schlicker, schlacker, schlicker und schlacker, bums liegt auf Erde. Item, quid est vita humana? Menschlich Leben ist baufällig Strohdach, kommt Wind, perdauz! fällt`s um! Lenken wir unsere Gedanken in selig Verstorbenen, was Wunder, wenn wir lassen halb Bataillon Seufzer marschieren aus Garde du Corps unseres Herzens? War er gleichsam Wegweiser auf Kreuzweg, des Lebens schmalen Weg zeigend. Er hob seine Stimme wie altes Garnisonsdrommel und seine Worte durchdrängen alle Herzen. Nun lassen wir unseren selig Verstorbenen in seinen hölzernen Schlafrock solange ruhen, bis heiliger Xaverius ihn reißen wird mit der Zange des Verdienstes aus seinem düsteren Gewölbe.

Amen.

So wurde Pogorzelski verfälscht bis hin zu der Komödie „Der Zauberer Gottes“ von Paul Fechter. Das Werk von Paul Fechter, das auch verfilmt wurde, ist ein hervorragendes Stück der Literatur, hat aber mit dem wirklichen Leben von Michael Pogorzelski nur wenig gemeinsames.

Das Grab von Michael Pogorzelski befand sich bis 1945 an der Nordseite der Kirche von Dreimühlen. Im Jahre 1999 hat die Kreisgemeinschaft Lyck aus Anlaß der 500-Jahrfeier von Dreimühlen an der Fassade der Kirche eine Tafel mit folgendem Text in deutscher und polnischer Sprache anbringen lassen:

*„Hier ruht der volkstümliche Pfarrer von Kallinowen
Michael Pogorzelski 1780 – 1798“*

1. DER KREIS LYCK Ein ostpreußisches Heimatbuch

* Es wird gesagt, dass die Ortelsburger Leichepredigt nicht von Michael Pogorzelski stammt, sondern von Königsberg Studenten, Pogorzelski damit verulken wollten.

Masurische, ermländische und ostpreußische Spuren auf Berlins Straßen

von Grzegorz Supady

In der bundesdeutschen Hauptstadt befinden sich auch heute etliche Beispiele dafür, dass Masuren als Teil Ostpreußens einst dem Deutschen Reich angehört hatte. Den meisten Berlinern fiel sofort die Masurenallee ein, wenn sie an diese weit entfernte Landschaft in Polen denken würden. An der Masurenallee liegen einige wichtige Einrichtungen wie der Radiosender SBB und der Zentrale Omnibusbahnhof (ZOB). Seitdem eine direkte Busverbindung von Allenstein über Hohenstein/Olsztynek nach Berlin besteht, lässt sich also sagen, dass es ein mobiles Bindemittel zwischen dem echten Masuren und dem symbolischen in Berlin gibt.

Die im Westteil der Stadt befindliche Masurenallee hieß bis 1934 eigentlich Ostpreußenallee. Ein Überbleibsel dieses Namens ist die in den Jahren 1959/60 erbaute Ostpreußenbrücke, die in unmittelbarer Nachbarschaft liegt. Diese Namensgebung knüpfte an das in den 1930er Jahren errichtete „ostpreußische“ Viertel in der Nähe des Olympiastadions an. Dort gibt es ein Dutzend Gassen, deren Namen sich auf die Städte Ostpreußens beziehen. An den Häusern hängen daher Straßenschilder, auf denen bis heute solche Namen wie: die Lyck-, Arys-, Hohenstein-, und Johannisburger Allee zu sehen sind. Die Idee, jenes Viertel mit eben solchen Namen zu versehen, war in der Nazizeit offensichtlich politischen Ursprunges. Laut diesem Vorsatz soll nämlich die Gebundenheit

Ostpreußens und anderer Ostprovinzen des Deutschen Reichs an das Mutterland versinnbildlicht werden.

Ein Gegenstück zur Westberliner Masurenallee bildet die etwas schmalere Masurenstraße in Pankow, einem Stadtteil im Osten der Bundeshauptstadt. Sie verläuft parallel zur Samländischen Straße. Beide umrahmen eine kleine Grünanlage, die als Masuren-Spielplatz bekannt ist. Nicht ausgeschlossen, dass man bei der Benennung dieser Straße jene fest ins Bewusstsein vieler Menschen verankerte Assoziation an Masuren als eine Wald- und Heidelandschaft berücksichtigte. Übrigens, wer es von Berlin nach dem echten Masuren nicht schafft, um dort seine durch den Großstadttrubel strapazierte Seele zu reparieren, der kann sich einfach zur Masuren-Apotheke an der Angerburger Allee im „masurischen“ Viertel am Olympiastadion begeben, um sich dort ein Likörchen aus verschiedenen Waldkräutern zu holen.

Doch es trifft sich gelegentlich zu, dass ein Bezug zu Masuren und Ostpreußen durch eine ganz neue Namensgebung für eine Straße oder einen Platz hergestellt wird. So etwas geschah 2010 in der Innenstadt Berlins, als ein dort gelegener Winkel an der Leipziger Straße den Namen Marion-Gräfin-Dönhoff-Platz erhielt. Interessant ist dabei die Tatsache, dass die Autorin des Buches „Namen, die keiner mehr nennt“ eigentlich den zwei Jahrhunderte lang existierenden Namensgeber dieses Ortes ersetzte, der ihr hoch geborener Vorfahr war. Es handelt sich nämlich um Alexander von Dönhoff (1683-1742), einen Generalleutnant und Vertrauten des Königs Friedrich Wilhelm I. Nach einer fast totalen Zerstörung während des Zweiten Weltkriegs wurde die Umgebung des Platzes modern bebaut, seine ursprüngliche Benennung geriet aber in Vergessenheit,

zumal dieser Stadtteil der DDR zugeschlagen worden war. Außer dem Dönhoff-Platz liegt im Ostbezirk Berlins Karlshorst noch die Dönhoffstraße. Dass Marion Gräfin Dönhoff (1909-2002) stolz auf diese Berliner Ehrungen war, geht aus ihren Büchern hervor, wo sie es auch zum Ausdruck gebracht hatte.

Unweit der sich längs des Bahngleises ziehenden Dönhoffstraße ist auf einem genauen Stadtplan die Lehndorffstraße auffindbar. Sie gehört zu dem so genannten Prinzenviertel, dessen Name sich auf eine der bekanntesten Adelsfamilien Preußens bezieht. So heißt diese Straße allerdings erst seit 1934, bis dahin war sie dem letzten deutschen Kaiser Wilhelm II. geweiht. Ein enger Freund von Marion Gr. Dönhoff, Heinrich von Lehndorff (1909-1944), war in das in der Wolfschanze verübte Hitler-Attentat involviert, weswegen er verhaftet und im Berliner Stadtteil Plötzensee hingerichtet wurde. Aus diesem Grund wird auch dieser „adelige“ Straßename zur DDR-Zeit wohl nie umgeändert worden sein.

Das Gegenteil gilt hingegen für das nach Otto Friedrich von der Gröben (1657–1728) benannte Gröbenufer an der Spree, unweit einer der schönsten Zierden Berlins – der Oberbaumbrücke. Der in Napratten bei Heilsberg/Lidzbark Warmiński geborene und in Marienwerder/Kwidzyn verstorbene Otto Friedrich leitete 1683 eine Westafrika-Expedition. Im Auftrag des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. gründete er die nach seinem Prinzipal benannte Kolonie Groß Friedrichsburg im heutigen Ghana. Lange Zeit galt es als eine ruhmreiche Heldentat und ein Paradebeispiel für Brandenburgs erfolgreiche Kolonisationspolitik, bis man schließlich diese Tätigkeit anders zu deuten begann und Gröben für einen Pionier des Kolonialismus und Sklavenhandels zu halten begann. Da-

rum beschloss man 2009 dieses Ufer umzubenennen. Es erhielt den Namen May Ayim. „Die als Tochter eines Ghanaers und einer Deutschen am 3. Mai 1960 in Hamburg geborene May Ayim setzte sich wissenschaftlich, literarisch und politisch mit dem Rassismus in der deutschen Gesellschaft auseinander, von dem sie auch selber betroffen war“ (nach: <http://www.taz.de/regional/berlin/aktuell/artikel/1/weg-frei-fuer-kaempferin-gegen-rassismus/>, Zugriff: 20.11.2019). Weil May Ayim stets rassistischen Ausfällen ausgesetzt war, nahm sie sich mit nur 36 Jahren das Leben.

Ähnliche Vorwürfe, wie es bei von der Gröben war, beziehen sich auf die allgemein verehrte Königin Luise, deren Verbindungen mit Masuren allgemein bekannt sind, eher nicht. Luisens allgegenwärtiger Kult lässt nicht nach, wovon vor allem die Schlossanlage Charlottenburg und zahlreiche Souvenirläden berlinweit zeugen, wo man verschiedene Andenken mit dem Luisenbildnis bekommen kann. Diesen Namen können aber in erster Linie die Studierenden der in Dahlem befindlichen Freien Universität nicht entbehren, denn die nach der Königin benannte Straße ist eine der dortigen Hauptverkehrsadern.

Zweimal trifft man die Kopernikusstraße in Berlin: im östlichen Bezirk Friedrichshain und am Stadtrand in Lichterfelde. Betritt man aber die Alte Nationalgalerie, so begegnet man in ihrem Treppenhaus einem Fries an der Wand, der Reliefs von berühmten Persönlichkeiten aus deutscher Geschichte, Wissenschaft und Kultur zeigt. Unter ihnen besticht die über andere Persönlichkeiten herausragende Gestalt von Kopernikus (nach: <http://www.w-volk.de/museum/frieze02.htm>, Zugriff: 20.11.2019). Nicht anders ist es übrigens in der bei Regensburg gelegenen Walhalla, wo zahlreiche Büsten

bekannter Deutscher zu betrachten sind. Eine von dem Bildhauer Johann Gottfried Schadow (1764-1850) geschaffene Büste trägt nämlich die Unterschrift: Nicolaus Copernicus.

Zwar findet man im Berliner Stadtplan die Wichertstraße, die ihren Namen zu Ehren des Schriftstellers Ernst Wichert (1831-1902) erhielt, aber es fehlt in dieser Stadt eine ähnliche Erinnerung an den aus Kleinort/Piersławek bei Sensburg/Mrågowo gebürtigen Ernst Wiechert (1887-1950). Zum Glück vergaßen die Stadträte anderer bundesdeutscher Metropolen und Kleinstädte nicht, Straßen nach ihm zu benennen. So gibt es Anschriften mit dem Namen des Autors der „Jerominkinder“ u.a. in Köln, Freiburg im Breisgau, Iserlohn, Tuttlingen, Ingolstadt und Haltern am See. Die Siegfried-Lenz-Straße kann man hingegen schon im Stadtbild zweier Ortschaften entdecken: im niedersächsischen Lastrup und im hessischen Nidderau.

Ursprünge der Fastnacht und ihre Bräuche

Von Günter Schiwy

Die Fastnacht ist ein uralter Brauch und kommt aus dem Mittelhochdeutschen von *vasenaht* = Unfug. Sie geht bis in die altgermanisch-heidnische Zeit zurück. Bereits unsere Vorfahren - die heidnischen Galinder - haben sie als Frühlingsfest in Masuren gefeiert. Endlich nach dem langen Winter erwachte wieder die Natur. Die Menschen sehnten sich nach Sonne und Wärme. Sie brachten schließlich die Vegetation und damit die Fruchtbarkeit zum Erwachen. Durch allerlei Bräuche versuchte man die drohenden Gefahren des später einsetzenden Frühlings abzuwehren, die wachstumsfeindlichen Winterdämonen und Geister zu vertreiben. Aus diesem Grunde gilt noch heute in vielen Gegenden Europas die Fastnacht als heilig, weil sie für den häuslichen Wohlstand von großer Bedeutung war und ist. Der Winter ist überstanden!

Die Fastnacht, die einen Tag vor Aschermittwoch, also vor der 40-tägigen Fastenzeit liegt, beging man seit frühester Zeit mit üppigen Fastnachtsessen, Gelagen, Frohsinn, Tänzen und Maskeraden, obgleich bei uns im evangelischen Masuren die kirchliche Fastenzeit seit 1525 abgeschafft war. Aus der fröhlichen Fastnacht hat sich allmählich der Karnevalsbetrieb in den Großstädten am Rosenmontag entwickelt. Vorläufer des Karnevals ist also die Fastnacht.

In den ländlichen Gegenden, auch in Masuren, blieben die altüberlieferten Fastnachtsbräuche der Vorfahren erhalten. Man feierte bei uns in Masuren nicht öffentlich auf Straßen, sondern in

Privathäusern. Dabei zogen die jungen Leute mit lärmendem Herumtoben von einem Haus zum anderen oder von einer Kneipe in die andere.

Fastnacht oder Fasching wurde bei uns in Kreuzofen im Gegensatz zu Westdeutschland oder Süddeutschland nur am Fastnachtsdienstag gefeiert. Die historische und regionale Entwicklung der Fastnacht ist hinsichtlich der Festbräuche eine vielschichtige und auch verschiedene. Sie hat ihren Ursprung in der symbolischen Erweckung des Frühlings.

Wir Schulkinder wollten an diesem Tage keinen Schulunterricht haben. Deshalb schrieben wir gleich morgens an die große Schultafel im Klassenzimmer: „Fastnacht, Fastnacht feiert jedes Haus, sogar die Katze und die Maus. Der Herr Lehrer ist ein feiner Mann, der uns heute schulfrei geben kann!“ Die Lehrer waren so einsichtig und schickten uns nach einer Märchenstunde nach Hause, damit auch wir das Überstehen des Winters und die Auferstehung des Frühlings feiern konnten.

Wir gingen mit fröhlichen Liedern auf den Lippen durchs Dorf nach Hause. Da meistens im Februar bei uns in Masuren Schnee lag, wurde auf der Straße eine tüchtige Schneeballschlacht veranstaltet. Unsere Schultafeln, Hefte und Bücher legten wir dabei in den Schnee, um die winterlichen Geister auf unsere kindliche Art im Spiel auszutreiben.

Die Erwachsenen gingen am Fastnachtsdienstag, wie jeden Alltag, ihrer gewohnten Arbeit nach. Erst am Abend traf man sich mit Verwandten und Bekannten in den Häusern, um zu feiern. Die Jugendlichen fanden sich am Abend in der Gaststätte Lipkes ein, um dort zu essen und zu trinken. Natürlich ging es dort feucht-fröhlich her. Doch bei dem reichlichen Essen ließ sich ein Schnaps oder Bier

mehr als sonst vertragen.

Zum Fastnachts-Mittagessen stellte meine Mutter einen ordentlichen Teller gebratene Kartoffelflinsen aus geriebenen rohen Kartoffeln auf den Tisch, in die einige Eier hineingeschlagen wurden. Wir Kinder aßen sie mit bestreutem Zucker (Farin) oder mit Preiselbeere-Kompott. Dazu gab es zur Feier des Tages Kakao zu trinken.

Den ersten Pfannkuchen, den meine Mutter backte, bekam das Kind, das nach ihrer Ansicht im letzten Jahr am artigsten war. Somit war das eine gewisse mütterliche Auszeichnung. Der Betreffende konnte den Flinsen sofort verspeisen, während die anderen zuschauen mußten.

Falls wir uns an den Flinsen nicht sattgegessen hatten, weil wir draußen im Schnee getobt haben und hungrig waren, gab es zusätzlich noch in heißem Schmalz gebackene Krapfen, Berliner (Puntschki/Pummelki) und Raderkuchen.

Bei uns im Dorf backten die Hausfrauen zu Fastnacht die sogenannten „Pfeffernuskill aus Weizenmehl, Eiern, Butter, Zucker und Pastinaken. Der Teig wurde in Stangen ausgerollt und in kleine viereckige Stücke von ca. 3 bis 4 cm geschnitten. Diese Stückchen wurden auf Bleche gegeben und im Backofen knusprig gebacken. Anschließend wurden sie in Zuckerwasser getaucht oder mit Puderzucker bestreut und abgelagert. Diese „Pfeffernuski“ backte man in großen Mengen von bis zu 500 Stück. Sie wurden in Weidenkörben aufbewahrt und schmeckten nicht nur ausgezeichnet, sondern sättigten auch. Sie waren von einer festen Dichte und wurden von uns Kindern gern gegessen.

Die Pastinake oder auch Hammelmöhre ist ein aus der Antike bekanntes und kultiviertes Wurzelgemüse, das heute selten ist. Sei-

ne weißlichgelben Rüben haben einen höheren Zuckergehalt als Mohrrüben/Möhren und schmecken strenger. Die Pastinake ist ein überaus schmackhaftes Gemüse und duftet nach Möhre. Sie findet Verwendung als Wurzelgemüse in Suppen und Salaten. Die Wurzel ist etwa 40 cm lang, kann bis 1.500 Gramm wiegen und ist ein durchaus schmackhaftes Gemüse.

Meine Mutter backte zur Fastnacht als Schmalzgebäck viel Krapfen, Berliner und Raderkuchen, die wir Kinder gern aßen.

Die Raderkuchen waren Teilchen aus einem ausgerollten Teig. Der Teig ist in etwa 10 cm lange und etwa 3 cm breite Streifen geschnitten und in der Mitte mit einem Längsschnitt, durch den die Härte des Teilchens durchgezogen wurde, versehen worden. Das Gebäck wurde in Schmalz oder Palmin goldbraun gebacken, mit einem Schaumlöffel auf einen Durchschlag zum Abtropfen gelegt und anschließend mit Puderzucker bestreut.

Für meinen Vater backte Mutter am Fastnachtsdienstag einen Mohnstriezel mit einer besonders dicken Mohnfüllung mit Rosinen.

Abends feierten meine Eltern mit eingeladenen Verwandten und Bekannten im Hause die Fastnacht. Mutter hatte am Tage reichlich Plötze, Barsche, Hecht und Zander gebraten, die sie mit trockenem Schwarzbrot, Butter und Schmalzgebäck auf den Tisch stellte. Vater spendierte dazu einige Flaschen Bärenfang, Bier und Zigarren. Nachdem die Gäste am Tisch Platz genommen hatten, führten wir Kinder am warmen Kachelofen Spiele mit Masken und Kostümen vor, indem wir vor den Kachelofen auf einer Schnur ein weißes Laken spannten. Dahinter konnten wir uns besser auf unsere Vorführung vorbereiten. Unsere Darbietungen sind bei den Erwachsenen immer gut angekommen und sind entsprechend beklatscht worden.

Mit zunehmender Stunde sind die Gäste von dem von meinem Vater selbst hergestellten Bärenfang und dem Zigarrenrauch in Stimmung gekommen. Die Gespräche wurden immer lauter. Zum Schluß wurde ein gemeinsames Lied gesungen. Damit fand die masurische Fastnacht ihr vergnügtes Ende. Gegen 24.00 Uhr brach man in der Regel auf, weil die Frauen das so wünschten. Am nächsten Tag, dem Aschermittwoch, mußten die Männer zur Arbeit und wir Kinder zur Schule.

Es hieß bei uns, daß Träume, die man in der Fastnacht hatte, in Erfüllung gingen. An diesem Tag durften die Frauen nicht die Spinnräder bedienen und nicht Wasser vom Brunnen oder der Pumpe holen.

Das Wasser spielte am Fastnachtsdienstag eine große Rolle. Die Knechte bespritzten die Mägde mit Brunnenwasser, weil sie diesem Tag kein Wasser vom Brunnen holen durften. Das hing mit den Fruchtbarkeitsriten zusammen.

Um Mitternacht der Fastnacht verbrannten die Jünglinge im Dorf das Erbsenstroh, mit dem der Bär zu Silvester verkleidet und an einer Kette von Haus zu Haus geführt wurde. Denn bei uns in Masuren galten Hülsengerichte und Hülsenfruchtbrei als klassische Fastenspeisen.

Die Fastenzeit, die am Aschermittwoch beginnt, dauert ganze 40 Tage und endet erst am Karsonnabend. Die Zahl vierzig ist wichtig. Denn Moses, Elias und Christus sowie die früheren Gläubigen fasteten ganz streng 40 Tage und Nächte, wobei sie am Karfreitag und Karsonnabend überhaupt nichts aßen.

Aus diesem Grunde ist es verständlich, daß die Fastnacht, der letzte Tag vor der Fastenzeit, dazu genutzt wurde, noch einmal ausgiebig im Essen und Trinken zu schwelgen.

Die deutsche Minderheit in Lettland

In Lettland lebten 2015 nach Angaben der nationalen Migrationsbehörde noch 4.630 ethnische Deutsche. Damit beträgt der Anteil der deutschen Minderheit in Lettland derzeit ca. 0,2 Prozent. Die Deutschen Lettlands leben gleichmäßig über das Land verteilt – mit Zentren in Riga, Liepaja (Libau), Daugavpils (Dünaburg) und Ventspils (Windau).

Seit den frühen 1990er-Jahren zieht es junge Menschen zum Studium und gut Ausgebildete zum Arbeiten nach Deutschland.

Die deutsche Minderheit in Lettland hat daher einen recht hohen Anteil älterer Mitglieder. Doch der Wegzug junger Menschen ist ein Phänomen, mit dem die lettische Gesellschaft insgesamt zu kämpfen hat.

Viele Angehörige der deutschen Minderheit in Lettland haben sich in Vereinen organisiert, die in der Zeit nach 1989 entstanden sind.

Sie helfen dabei, die deutsche Identität bewusst und lebendig zu halten. Die Vereine bieten Sprachkurse an, organisieren Vorträge und Jugend- und Seniorengruppen, engagieren sich sozial für Senioren und im Gesundheitswesen und geben Publikationen zum deutschen Erbe in Lettland heraus.

Mit Veranstaltungen, Wettbewerben, Konzerten und Musik-, Tanz- und Gesangsensembles bereichern sie das kulturelle Leben in ihren Städten nachhaltig.

Alle Vereine sind unter dem Dach des Verbands der Deutschen

organisiert, der die Aktivitäten koordiniert und die Vereine nach außen vertritt. Ziel des Verbands der Deutschen ist es, die deutsche Kultur und Sprache zu fördern, Jugendliche stärker in die Vereins- und Projektarbeit einzubeziehen und das Erbe der lettisch-deutschen Geschichte zu erhalten. Dies geschieht im Bewusstsein, ein wertvoller Teil einer aufgeschlossenen, multikulturellen europäischen Wertegesellschaft zu sein, daher sind die Vereine der deutschen Minderheit eng mit den Vereinen anderer Minderheiten und gesellschaftlichen Organisationen Lettlands vernetzt.

Die ersten Deutschen zogen Ende des 12. Jahrhunderts in das Gebiet des heutigen Lettlands. Sie folgten den Eroberungen des Schwertritterordens. Deutschbalten, wie die deutschsprachige Oberschicht sich nannte, prägten über sieben Jahrhunderte das öffentliche Leben, obwohl sie zu keinem Zeitpunkt mehr als 10 % der Gesamtbevölkerung stellten. Nur in Riga waren Deutschsprachige vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert in der Mehrheit. Die Deutschbalten gründeten Städte, führten das Buchwesen ein, machten das Lettische zur Schriftsprache, eröffneten die ersten Schulen und brachten Kunst und Architektur voran. Ungeachtet der jeweiligen Herrscher – polnisch-litauisch, schwedisch, dänisch, russisch – konnten sie sich stets ihre gesellschaftlichen Privilegien sichern.

Die Beziehungen zwischen Deutschbalten und Letten wurden durch die Jahrhunderte andauernde soziale Ungerechtigkeit der feudalen Gesellschaftsordnung getrübt. Mit dem wachsenden Nationalismus im 19. Jahrhundert, einem steigenden lettischen Nationalbewusstsein und einem zunehmenden Einfluss russischer Strömungen kam es zu ersten Auswanderungswellen.

Die deutsche Oberschicht fand sich dadurch zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einer zunehmend bedrohten Minderheitenposi-

on wieder. Nach dem Ersten Weltkrieg erlangte der lettische Staat erstmals seine Unabhängigkeit. Durch Land und Bodenreformen wurden deutsche Großgrundbesitzer enteignet, was zu einer weiteren Welle der Emigration führte. Gleichzeitig aber bestand die kulturelle Autonomie der Minderheiten fort. Im Jahr 1935 lebten noch 62.144 Deutsche – immerhin 3,19 % der Gesamtbevölkerung – in Lettland. Den endgültigen Niedergang der alten deutsch-baltischen Kultur besiegelte schließlich der Ribbentrop Molotow-Pakt von 1939. Er bildete die Grundlage für die Umsiedlung der Deutschbalten nach Deutschland bzw. in die von Deutschland besetzten Gebiete. Nur wenige bleiben in Lettland.

In der Sowjetzeit wanderten jedoch Deutsche aus anderen Sowjetrepubliken ein, sodass die deutsche Minderheit wieder leicht wuchs. Auch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion war die deutsche Minderheit Lettlands von starken Wanderbewegungen geprägt. Viele Alteingesessene schafften die Aussiedlung nach Deutschland, viele neue Deutschstämmige strömten aus anderen ehemaligen Sowjetrepubliken in die baltischen Staaten, in der Hoffnung, hier ein besseres Leben zu führen oder von hier aus schneller die Aussiedlung nach Deutschland zu schaffen. Heute ist die deutsche Minderheit ein zwar kleiner, aber von der Mehrheitsgesellschaft voll akzeptierter und für die kulturelle Vielfalt enorm wichtiger Bestandteil Lettlands. Die deutsche Minderheit ist in vielen Räten vertreten: beim Präsidenten, im Kulturministerium und in den Stadtverwaltungen.

Für unsere umfangreiche Projektarbeit stellen Stadtverwaltungen und das Kulturministerium Gelder zur Verfügung. Eine enge Zusammenarbeit gibt es auch mit dem deutschen Bundesministerium des Innern, dem Auswärtigen Amt sowie den Botschaften der

deutschsprachigen Länder und der Mittlerorganisation Baden-Württemberg International.

Auch die Kirchen, insbesondere die evangelisch-lutherische Kirche, engagieren sich für die deutsche Minderheit im Baltikum. Begrenzte Fördermittel und Nachwuchsprobleme stellen für die weitere erfolgreiche Arbeit der deutschen Minderheit Lettlands die größten Herausforderungen dar.

Deutsche, die heute nach Lettland ziehen, sind in der Regel keine „traditionellen“ Baltendeutsche. Dennoch beleben oft diese Menschen die Vereinsarbeit und Aktivitäten der „alten“ Baltendeutschen. Der deutsche Unternehmer Norbert Stahlhut, der in Lettland bereits seit 1989 tätig ist, bringt es auf den Punkt: „Wir sind die neue Generation der Deutschbalten – auch ohne Tradition und Verwandtschaft in Lettland.“

Die deutsche Minderheit in Kroatien

In Kroatien leben heute nach offiziellen Angaben noch 3.000 Angehörige der deutschen Minderheit.

Nach Schätzung der Minderheitenvereine selber sollen jedoch noch ca. 30.000 bis 40.000 Deutschstämmige im Land leben. Diese Differenz erklärt sich daraus, dass sich Angehörige der deutschen Minderheit aus geschichtlichen Gründen oftmals nicht trauen, sich offiziell zu ihrer Herkunft zu bekennen. Die einst größte und einflussreichste Minderheit (1944 betrug ihre Zahl noch 150.000) wurde im ehemaligen Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg jahrzehntelang systematisch unterdrückt. So stand es z.B. unter Strafe, die deutsche Muttersprache im öffentlichen Leben oder auch im privaten zu sprechen und eigene Bräuche und Traditionen zu leben.

Die Folge war eine stetig voranschreitende Assimilation und ein Identitätsverlust der Angehörigen dieser Minderheitsgruppe.

Erst Anfang der 1990er-Jahre bot sich den Angehörigen der Minderheit endlich wieder die Möglichkeit, eigene Vereine zu gründen und ihre Sprache und ethnokulturelle Identität wieder aktiv zu leben und zu pflegen. Die damals gegründete deutsche Gemeinschaft in Essek / Osijek ist heute der größte Verein der deutschen Minderheit in Kroatien.

Weitere Vereine sind in Vukovar und Zagreb tätig. Die deutsche Minderheit ist im ganzen Land verstreut, mit Schwerpunkt im östlichen Teil Kroatiens.

Die damals gegründete deutsche Gemeinschaft in Essek / Osijek ist heute der größte Verein der deutschen Minderheit in Kroatien. Weitere Vereine sind in Vukovar und Zagreb tätig.

Die deutsche Minderheit in Kroatien ist heute eine anerkannte autochthone Minderheit, geschützt und gefördert durch das Verfassungsgesetz über die Minderheitenrechte. Ein halbes Jahrhundert des Verschweigens der eigenen Herkunft brachte allerdings viele dazu, es auch nach der Anerkennung als Minderheit nicht zu wagen, sich offiziell und öffentlich zu ihrem Deutschtum zu bekennen. Trotzdem sind viele von ihnen aktive Mitglieder der Minderheitenvereine und nehmen am Minderheitsleben und der Gestaltung der Kommunalpolitik teil, etwa durch die von ihnen gewählten Räte und Vertreter in den Gemeinden, Städten und anderen kommunalen Gremien.

Die deutsche Sprache wird auch aus Deutschlandmittels verschiedener Programme gefördert, beispielsweise in Form der PASCH-Schulen oder der DSD-Programme. Auch die deutsche Minderheit gibt sich durch ihre Projekte große Mühe, Deutsch als Muttersprache in den Reihen der Minderheitsangehörigen wiederzubeleben.

Leider steht Deutsch in Kroatien nicht unter dem besonderem Schutz, den einige andere Minderheitensprachen genießen, weil es bei der kroatischen Ratifizierung der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen im Jahr 1997 nicht als Minderheitssprache aufgenommen wurde.

Die Deutsche Gemeinschaft bemüht sich schon seit Jahren, diesen Umstand zu beheben. Die kroatische Regierung fördert Aufwendungen der Minderheiten für Unterricht, Publikationen, Rundfunk und Fernsehsendungen und kulturelle Veranstaltungen.

Aus Deutschland erfolgt die Unterstützung über Förderprogramme des Bundesministeriums des Innern und des Auswärtigen Amts.

Mehr als 300 Jahre lang besiedelte die deutsche Minderheit den heute östlichen Teil Kroatiens, das kroatische Donaugebiet, Slawonien, Baranya und Sirmium. Ihre Ansiedlung erfolgte in drei Etappen. Die erste begann, als die Türken nach 200-jähriger Herrschaft am Ende des 17. Jahrhunderts diese Gebiete verließen. Der Name Donauschwaben entstand, weil die Siedler überwiegend aus Schwaben und Baden stammten. Dabei nutzten sie meist improvisierte Schiffe – sogenannte „Ulmer Schachteln“ – um auf der Donau und ihren Nebenflüssen zu fahren.

1910 zählte die deutsche Minderheit 134.000, um 1944 sogar 150.000 Angehörige. Bis November 1944 „evakuierte“ das NS-Regime eine große Anzahl der Donauschwaben aus dem Gebiet des heutigen Kroatiens nach Deutschland und Österreich. Die Partisanen gründeten ab Ende 1944 Arbeitslager, in deren Gebiete ungefähr 20.000 verbliebene deutsche Zivilisten vertrieben wurden. Ein Drittel der Lagerbewohner kam dabei zu Tode.

Die überlebenden Donauschwaben wurden vom jugoslawischen Staat entrechtet und zu kollektiven Schuldigen für die Verbrechen des Nazi-Regimes erklärt, was den Entzug der Bürgerrechte sowie die Enteignung jeglichen mobilen und immobilien Besitzes bedeutete.

Die kontinuierliche Kulturarbeit und Einbindung auch derer, die sich auch heute noch nicht trauen, sich zu ihren deutschen Wurzeln und Vorfahren zu bekennen, wird daher auch in der Zukunft das wichtigste Anliegen der deutschen Minderheit Kroatiens sein. All dies natürlich im Bewusstsein, integraler Bestandteil der kroatischen Gesellschaft zu sein und dieser wie auch der deutschen Gesellschaft als „kulturelle Brücke“ dienen zu können und so dabei zu helfen, die Beziehungen zwischen der alten und der neuen Heimat zu verbessern und zu intensivieren.

Quelle: Broschüre
Deutsche Minderheiten stellen sich vor

In diesem Heft

- 3 **Ingrid Brase Schloe und Ihr Leben**
- 5 Über Zbigniew Chojnowskis neues Buch
 von Grzegorz Supady
- 9 Ritt durch Masuren
 Von Marion Gräfin Dönhoff Teil 2.
- 16 Von Ostpreußen nach Rotenburg
 Von Manuela Leibig.
- 21 „Der Zauberer Gottes“
 Von Kreisvertreter Gerd Bandilla
- 24 Masurische, ermländische und ostpreußische Spuren auf
 Berlins Straßen
 von Grzegorz Supady
- 29 Ursprünge der Fastnacht und ihre Bräuche
 Von Günter Schiwy
- 34 **Die deutsche Minderheit in Lettland**
- 37 **Die deutsche Minderheit in Kroatien**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady, Ewa Dulna.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

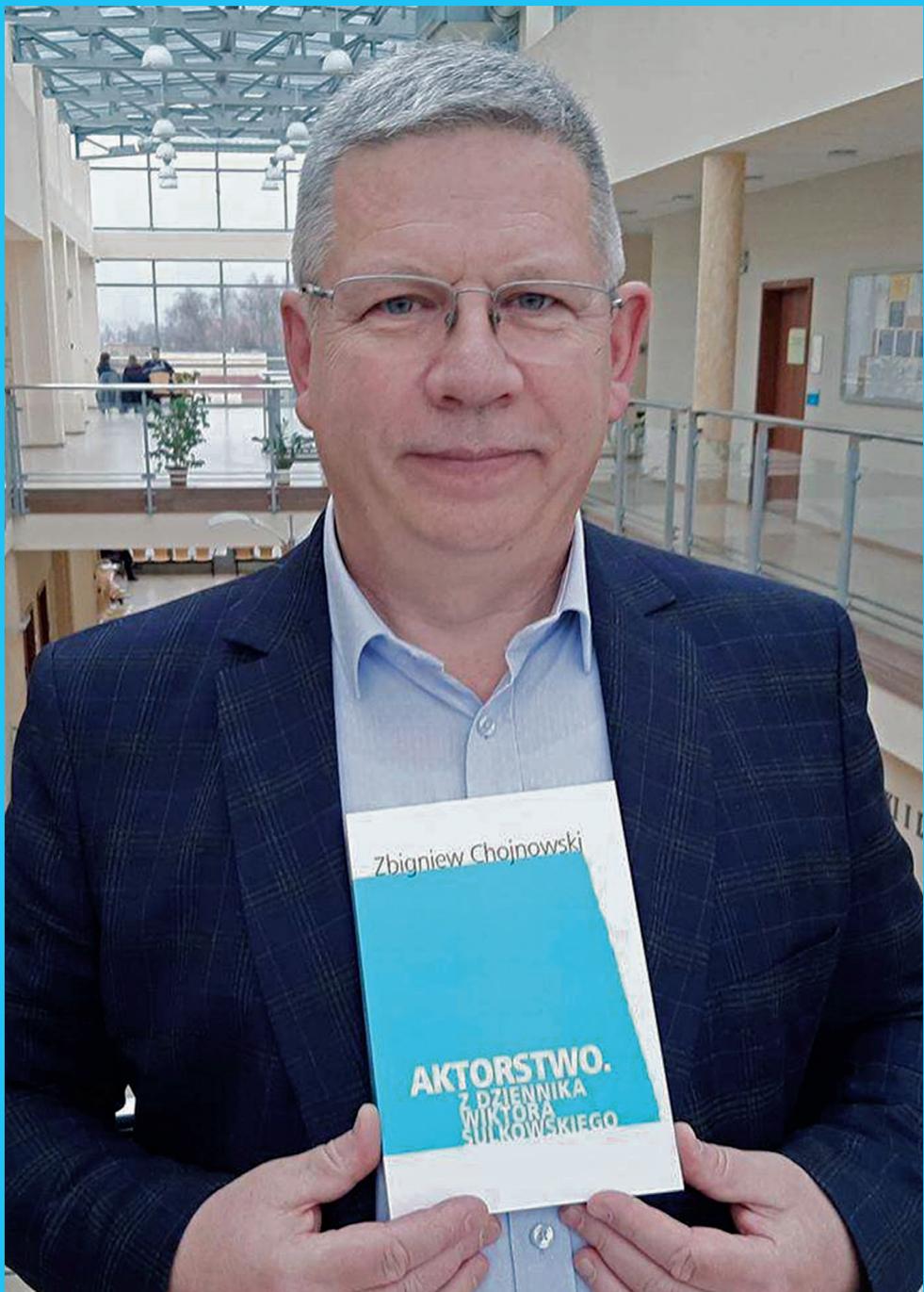
Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Oben: Gerd Bandilla Kreisvertreter. Im Jahre 1999 hat die Kreisgemeinschaft Lyck aus Anlaß der 500-Jahrfeier von Dreimühlen an der Fassade der Kirche eine Tafel mit folgendem Text in deutscher und polnischer Sprache anbringen lassen:

„Hier ruht der volkstümliche Pfarrer von Kallinowen Michael Pogorzelski 1780 – 1798“

Unten: Die Kirche in Dreimühlen/Kalinowo



Professor Zbigniew Chojnowski und sein neuestes Buch